

Prüfungen und Glück

Da das Übel in der Welt unvermeidlich ist, ist es auch im Schicksal unvermeidlich; notwendig, wie es für den Haushalt der uns umgebenden objektiven Wirklichkeit ist, ist es nicht weniger notwendig in der Erfahrung des von ihm Zeugnis ablegenden Subjekts: Mit den Unvollkommenheiten der Welt verbinden sich die Prüfungen des Lebens.

Man muss zuallererst die Frage beantworten, warum man die mühseligen Erfahrungen, die der Mensch durchmachen muss, »Prüfungen« nennt. Wir antworten darauf, dass diese Erfahrungen Prüfungen in Bezug auf unseren Glauben sind, was zeigt, dass wir diesen verwirrenden und schmerzhaften Erfahrungen gegenüber Pflichten haben, die von unserer menschlichen Bestimmung herrühren. Das heißt, dass wir unseren Glauben vor Gott und vor uns selbst beweisen müssen. Vor Gott durch unser Erkenntnisvermögen, unseren Sinn für das Unbedingte und folglich unseren Sinn für die Bedingtheiten und für das rechte Maß; vor uns selbst durch unseren Charakter, unsere Ergebung ins Schicksal, unsere Dankbarkeit. Es gibt nämlich zwei Möglichkeiten, die Spuren zu meistern, die das Übel oder genauer das Leiden in unserer Seele hinterlässt, und dies ist erstens, unser Bewusstsein des Höchsten Guts, das in dem Maße, wie wir von diesem Bewusstsein durchdrungen sind, mit unserer Hoffnung zusammenfällt; zweitens, unsere Zustimmung zu dem, was man im religiösen Sprachgebrauch den »Willen Gottes« nennt; und es ist sicher ein großer Sieg über sich selbst, eine Schicksalsfügung anzunehmen, weil es der Wille Gottes ist und aus keinem anderen Grunde.

Das Leben ist eine Kette von Augenblicken, und wir können – und wir müssen – in jedem Augenblick Ja sagen zum göttlichen Willen, das heißt zu dem, was Gott in diesem Augenblick

für uns will. Ohne Zweifel befreit uns dies nicht von den Übeln, mit denen wir in der äußeren Welt fertig werden müssen, aber es befreit uns von unseren leidenschaftlichen Verhaltensweisen diesen Übeln gegenüber; ohne dass wir es wissen oder wollen, lehnen wir uns mit diesen – aus Verbitterung, ja Verzweiflung entstandenen – Verhaltensweisen gegen die göttlichen Verfügungen auf, und deshalb dauert es oft sehr lange, bis Gott uns aus unserer Drangsal befreit. Der Irrtum besteht hier darin, dass wir uns zum einen wünschen, die Welt wäre anders, als sie ist, und zum andern, dass das, was uns geschieht, nicht unser Schicksal sei.

Die goldene Regel ist erstens: sich in den Willen Gottes zu fügen, so wie er sich im Unvermeidlichen äußert; wir sind jedoch ganz offensichtlich frei – und unter Umständen sogar verpflichtet –, das vermeidbare Übel aus dem Weg zu räumen, wenn dies berechtigt ist. Und zweitens: der Gerechtigkeit und Güte Gottes zu vertrauen und unsere Sorgen in seine Hände zu legen; und dabei selbst das zu tun, was wir tun können und billigerweise tun müssen, denn »hilf dir selbst, so hilft dir Gott«.

Die Prüfung ist nicht unbedingt eine Strafe, sie kann auch eine Gnade sein; das eine schließt das andere nicht aus. In jedem Fall beweist die Prüfung als solche nicht nur, was wir sind, sie reinigt uns auch von dem, was wir nicht sind.

Es gibt aber auch die heilige Dankbarkeit; darunter verstehen wir, dass wir uns der göttlichen Gaben bewusst sind, die unser Leben ermöglichen und die wir schlicht aus Gewohnheit vergessen haben. Die Dankbarkeit – die Fähigkeit, auch die kleinen Dinge zu würdigen – gehört wie die Großzügigkeit zum Seelenadel; diese beiden Tugenden helfen uns, zusammen mit dem Glauben, die Bürde zu tragen, die das Schicksal uns auferlegt; Gott hilft uns, unsere Bürde zu tragen, wenn wir sie mit Glaube und Großmut tragen.

Man muss sich davor hüten, sich von der Welt, die uns umgibt und uns in unserem Gefühl bestärkt, tausend Gefahren ausgesetzt zu sein, in Bann schlagen zu lassen. Es ist, als ob man auf einem schmalen Pfad zwischen zwei Abgründen ginge: Wenn man nach links oder nach rechts schaut, läuft man Gefahr, das Gleichgewicht zu verlieren; man muss im Gegenteil geradeaus schauen und die Welt Welt sein lassen. Der Sinn und Zweck unseres Lebens liegt vor uns, und darin liegt eine der Bedeutungen der Ermahnung, nicht zurückzublicken, wenn man die Hand an den Pflug legt. Man muss auf Gott schauen, im Hinblick auf den alle Abgründe der Welt nichts sind.



Unabhängig von den Prüfungen des Lebens, die unseren Glauben und unsere sittliche Vervollkommnung betreffen, gibt es rituelle und einweihende Prüfungen, die sich auf unsere höheren geistigen Befähigungen beziehen; man begegnet ihnen in den ägyptischen und griechisch-römischen Mysterien des Altertums und später in den handwerklichen Einweihungen des christlichen Europa. Einerseits sind es sinnbildliche Handlungen, die verschiedene Anblicke der kosmischen *Mâyâ* darstellen, welche der neu Aufgenommene in sich selbst besiegen soll; andererseits sind es »Prüfsteine«, die dazu bestimmt sind, beim neu Aufgenommenen Verhaltensweisen hervorzurufen, die seine Fähigkeit oder aber seine Unfähigkeit, sich selbst zu übersteigen, erweisen. Denn der Weg der Einweihung zielt naturgemäß auf Vorgänge ab, die Störungen des Gleichgewichts und Abstürze nach sich ziehen können; so ist es also nötig, dass man diejenigen, welche die erforderlichen Bedingungen nicht erfüllen, davor bewahrt, sich darauf einzulassen; dies kann aber nicht heißen, dass derartige rituelle Prüfungen überall dort anzutreffen sind, wo es eine Einweihung und einen entsprechenden Weg gibt, denn es gibt andere Mittel, entweder

unsere Fähigkeiten auf die Probe zu stellen oder gegebenenfalls die seelischen Erschütterungen zu mildern; diese Mittel sind vor allem sittlicher Ordnung, wohingegen sie in den antiken und handwerklichen Mysterien eher von »alchemistischer« Art sind, wenn man das so sagen darf.

Die bedeutendsten und bezeichnendsten Einweihungsprüfungen sind vielleicht die »Wasserprobe« und die »Feuerprobe«; Erstere scheint sich auf die angenehme und verführerische, Letztere auf die furchterregende und zerstörerische *Mâyâ* zu beziehen; das heißt, dass man nicht nur dem »Sirenen-gesang«, sondern auch den »Drachen« trotzen muss. Diese beiden Kräfte schlummern in uns und erwachen, sobald wir über ihre Ebene hinauszugehen versuchen; sie walten aber *a priori* im Makrokosmos, zu dem wir gehören und den wir auf individuelle und subjektive Weise verwirklichen. Im geistigen Kampf verbinden sich diese beiden Formen der *Mâyâ*, die äußere und die innere, um uns zu behindern; es gibt aber auch die himmlische *Mâyâ*, die sehr oft als Gottheit dargestellt wird – im Christentum als die Heilige Jungfrau –, die dem Kämpfenden zu Hilfe eilt, vorausgesetzt, er hat die Maßnahmen ergriffen oder die Bedingungen erfüllt, die es der himmlischen *Mâyâ* erlauben einzugreifen.



Eine der ersten Bedingungen für das Glück ist der Verzicht auf das oberflächliche und gewohnheitsmäßige Verlangen, sich glücklich zu fühlen. Dieser Verzicht kann jedoch nicht aus dem Nichts entstehen; er muss einen Sinn haben, und dieser Sinn kann nur von oben kommen, von dem, was unseren Daseinsgrund ausmacht. Im Grunde ist für allzu viele Menschen der Wertmaßstab für das Leben ein passives Glücksgefühl, das *a priori* von der Außenwelt abhängig ist; wenn dieses Gefühl nicht eintritt oder wenn es nachlässt – was sowohl subjektive wie

auch objektive Gründe haben kann –, so geraten sie in Unruhe und sind wie besessen von der Frage: »Warum bin ich nicht so glücklich wie zuvor?« und von der Erwartung von etwas, das ihnen das Glücksgefühl zurückgeben kann; dies ist – es erübrigt sich, das zu betonen – eine ganz weltliche Einstellung, also unvereinbar mit einer noch so geringen geistigen Sicht. Sich auf das irdische Glück zurückzuziehen bedeutet, eine Schranke zwischen Mensch und Himmel zu errichten und zu vergessen, dass der Mensch auf Erden in der Verbannung lebt; die bloße Tatsache des Todes beweist dies.

Die erste Antwort auf die weltliche Erwartung des Glücksgefühls – oder auf die schlechte Gewohnheit, sich in diese Erwartung einzuschließen, als ob es keinen grenzenlosen und heiteren Himmel über uns gäbe –, die erste Antwort also ist die Erinnerung an das Höchste Gut oder, anders gesagt, das Bewusstsein seiner Wirklichkeit und seiner Glückseligkeit. Es ist dieses Bewusstsein, das es uns erlaubt, die Bedingtheit und Kleinkariertheit unseres »Glückskomplexes« zu erkennen und festzustellen, dass es in der betreffenden Erwartungshaltung zwei grundlegende Laster gibt, nämlich die Begehrlichkeit und den Götzendienst; zwei Dinge, die uns von Gott und folglich von der Glückseligkeit an sich, der Quelle allen Glücks, entfernen.

Aber es gibt noch etwas anderes: Mit dem Verzicht, von dem wir weiter oben gesprochen haben, muss sich dasjenige verbinden, was man ganz schlicht »Gebetsleben« nennen könnte. Man muss dahin kommen, das Glück in der geistigen Handlung zu finden, in der Selbsthingabe, nicht im passiven und eigensüchtigen Genuss eines Wohlbehagens, das die Welt uns angeblich bietet. »Geben ist seliger denn Nehmen«, hat Christus gesagt¹.

1 Apg 20,35. – Ebenso Artaxerxes nach Plutarch: »Geben ist königlicher als nehmen.«

Indessen kann die durch die bejahende oder gebende Haltung aufgewertete verneinende Haltung der Entsagung nicht allein die Alchemie des geistigen Zufriedenseins ausmachen; wir bedürfen auch eines Seelenzustandes, der unmittelbarer dem Glück im eigentlichen Sinne entspricht, und dies ist in erster Linie und ganz offensichtlich die Gottesliebe: der Sinn für das Heilige und mithin die innere Sammlung vor der Gottheit oder vor dieser oder jener sakramentalen Bekundung ihrer Gegenwart. Es ist dies die beschauliche Seligkeit im Heiligtum, und dieses ist vor allem unser Herz; denn »das Reich Gottes ist inwendig in euch«.

Ein anderer – das Vorhergehende ergänzende – Pol des geistigen Glücks ist die Hoffnung: unsere bedingte Heilsgewissheit, die von unserer Gewissheit Gottes und der Aufrichtigkeit dieser Gewissheit abhängt; denn des Unbedingten wirklich gewiss sein heißt, aus dieser Überzeugung die Folgerungen für das Handeln zu ziehen; das Unbedingte nämlich verpflichtet uns mit allem, was wir sind. Der Glaube erfordert Werke; es sind nicht die Werke für sich genommen, die die Erlösung bewirken, sie gehören aber zum Glauben dazu, der unsere unsterbliche Seele der erlösenden Barmherzigkeit öffnet. Die Werke – oder einfach das Werk – ist vor allem das Zwiegespräch mit dem Himmel; die sittliche Aura dieser Alchemie ist die Schönheit der Seele, folglich auch die nach außen gerichtete Betätigung, die sie kundgibt.

Das Glück ist Religion und Charakter; Glaube und Tugend. Es steht fest, dass der Mensch das Glück nicht in seinen eigenen Grenzen finden kann; sein Wesen verurteilt ihn geradezu, sich selbst zu übersteigen und sich im Übersteigen zu befreien.



»Ich liebe, weil ich liebe«, hat der heilige Bernhard² gesagt; dieser Ausspruch lässt den erhabensten Beweggrund unseres Glücks erkennen, nämlich – wir wiederholen es – unser Bewusstsein des Höchsten Guts und unser unwandelbarer Anschluss an den, der uns das Erkenntnisvermögen und die Unsterblichkeit gegeben hat.

Aber es liegt noch mehr im angeführten Ausspruch. In der Tiefe bedeutet er: Ich liebe, weil ich die göttliche Liebe bin; das heißt, er bezieht sich auf das Mysterium des Innewohnens und der Einung, wir würden sogar sagen, auf das der »Gleichheit«. So gesehen geht unser Glück auf das zurück, was wir sind; und wir sind glücklich in dem Maße, wie wir wirklich und ganz wir selbst sind, jenseits der Schalen, die wir in unserer Unwissenheit und in unserer Selbstsucht für unser wahres Wesen halten. Sich selbst erkennen heißt, sich an das zu erinnern, was ist.

2 Ein Ausspruch, der entfernt mit der »Logik« des brennenden Dornbuschs zusammenhängt: »Ich bin der ich bin.«